

sprach kam ihm immerhin wenigstens indirekt zugute. In den fünf Jahren seit dem Tod Thiemes hat das christlich-jüdische Gespräch in manchen Theologenkongressen, durch das Echo, das die Arbeitsgruppe Juden und Christen auf den Deutschen Evangelischen Kirchentagen fand, durch Veröffentlichungen und Ausstellungen an

Ausdehnung und Vertiefung gewonnen. Noch bleibt freilich das meiste erst zu tun. Aber ohne den oft durch Verkennung und Unverstandensein erschwerten Weg, den Karl Thieme gegangen ist, wäre nur wenig von dem erreicht worden, was heute immerhin als Ausgangspunkt gewertet werden darf.

V Karl Thieme — und wo stehen wir heute?

Von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich¹, Basel

Karl Thieme, einer der wenigen katholischen Wegbereiter einer neuen Begegnung zwischen Christen und Juden, durfte die Konzilserklärung „über die jüdische Religion“ nicht mehr erleben. Diese Deklaration hätte wahrscheinlich auch nicht die Erfüllung aller seiner tiefsten Wünsche gebracht, wohl aber ist Karl Thieme einer derjenigen gewesen, die in vielen Jahren zähen Bemühens Katholiken für diese Problematik geöffnet haben, selbst Stufe für Stufe jenen Weg gegangen sind, den ein Christ offenbar durchschreiten muß, um überhaupt zu verstehen, worum es sich bei dieser notwendigen Spannung zwischen Christen und Juden eigentlich handelt.

Die erste Stufe ist der christliche Wunsch, das Anliegen, die Forderung, die Juden mögen sich bekehren, Israel hätte seine Rolle ausgespielt, indem es leichtfertig den ihm gesandten Messias verworfen habe. Auch Karl Thieme hat in einem solchen Denken begonnen, das Problem zu sehen. Auf der zweiten Stufe pflegt dem Christen die eigentliche Bekehrung heute und jetzt eher etwas fragwürdig zu erscheinen, vollends als eine an den Juden zu richtende Forderung. Man beginnt die neutestamentlichen Quellen zu befragen, und eine sachgerechte, vorurteilslose Exegese führt den Christen dann dazu, das Bekehrungsanliegen in Frage zu stellen. Auf der dritten Stufe fragt sich der Christ, wie er denn nun dem Juden begegnen soll, wenn jenem doch nur die Hoffnung bleibt, Israel würde zu seiner vermeintlich wahren Bestimmung doch noch heimfinden, welche für den Christen ja nicht zweifelhaft zu sein pflegt. Man entscheidet sich auf dieser Stufe für den „Dialog“, um den Juden zumindest wissen zu lassen, worauf er verzichtet. Die vierte Stufe ist etwas anderes: Hier ist man sich scharf dessen bewußt, was man gemeinsam hat, ferner was Christen und Juden trennt, und was von beiden gefordert wird: Kenntnis und Achtung.

In jenem Aufsatz, den Ernst Wolf wohl mit Recht als Karl Thiemes „theologisches Testament“ bezeichnet, „Das Mysterium der Kirche in der christlichen Sicht des Alten Bundesvolkes“, sieht Karl Thieme als Frucht einer neuen Begegnung das folgende: „Die neue jüdische Aufgeschlossenheit für ein wahrhaft ökumenisches Gespräch, wie sie unter den . . . neu entstandenen Voraussetzungen zum erstenmal in der Heilsgeschichte festzustellen ist“ (S. 86). Thieme fährt dann fort, dieser jüdischen Aufgeschlossenheit entspreche „ja zum Glück eine analoge Wendung auf christlicher Seite, wie sie vor allem in Wort und Wirken der letzten drei Päpste zum Ausdruck

kommt“, und Thieme zitiert dann Äußerungen von Pius XI., Pius XII. und Johannes XXIII.

Diese Wendung hat sich in der Konzilserklärung über die jüdische Religion niedergeschlagen, in ihr wird der Stand der katholischen Kirche hinsichtlich des christlich-jüdischen Problems markiert. Gegenüber allem, was bisher autoritativ von der katholischen Kirche über ihr Verhältnis zu den Juden geäußert worden war, stellt die Deklaration einen Fortschritt dar. In manchem läßt sie freilich noch das existentielle menschliche Mitfühlen vermissen, den warmen, brüderlichen, nicht-triumphalistischen Ton, der einzelnen Katholiken – auch gegenüber Juden und Judentum – eigen sein kann. Im Anschluß an seine Darlegung von Röm 11, 28 f. heißt es bei Karl Thieme (Biblische Religion heute, 1960, S. 60): „In nichts werden sie deutlicher, als in dem beispiellosen Leidenswege – letztlich um seines Glaubens willen –, den dieses Volk seitdem durch zwei Jahrtausende geführt worden ist und der in unsrer Zeit den absoluten Gipfel eines kollektiven Golgatha erreicht hat, wie es nur eine Herzenshärte verkennen könnte, die jedes biblischen Verdammungsurteils würdig wäre. Wenn es je irgendwelche Gemeinschaft gab, die als ganze . . . die Biblische Religion gelebt hat, so wie dieselbe in der Bergpredigt, insbesondere in ihrer 8. Seligpreisung (der Verfolgten) zusammengefaßt ist, dann ist dies neben der christlichen Kirche . . . das jüdische Volk, das auf anderem Wege demselben Ziele zuwandert wie sie“. Hier ist eine Summe gezogen worden: Israel wird als ein der Kirche gleichwertiger Partner anerkannt, der den ihm aufgegebenen eigenen Weg geht. Israel *lebt* das, was von ihm gefordert wird: Es geht auf seinem Wege bis zur Vollendung des von Gott verheißenen Reiches, das noch nicht angebrochen ist. Die Konzilsdeklaration hat Karl Thieme also geistig mitvorbereitet, darüber hinaus hat er nicht nur in dürren theologischen Termini über das jüdische Volk gehandelt, sondern mit diesem mitgeföhlt. Er hat diese letzte Stufe in der christlich-jüdischen Beziehung erreicht, die zur Solidarität führt, nachdem man erkannt hat, daß alle Bibelverse, mit denen man das gegenseitige Verhältnis umreißen kann, uns dazu anrufen, das Humane auch gegenüber dem, der anders ist, zu verwirklichen, ansonsten Theologie zur Spiegelfechterei entartet.

Was aber ist heute zu tun, nachdem die Konzilsdeklaration vorhanden ist, die noch mannigfache Möglichkeiten bietet?

Zunächst wird man konstatieren dürfen, daß in der katholisch-jüdischen Beziehung eine gewisse Erschlaffung eingetreten ist. Die Gründe dafür sind in folgendem zu suchen: Die Konzilsdeklaration ist gegen den Widerstand mancher Kreise erlassen worden, die nunmehr ver-

¹ Dr. Ehrlich ist der Europa-Direktor der jüdischen Vereinigung der B'nai Brith.

suchen, das ihre dazu beizutragen, damit sie toter Buchstabe bleibt. Die Erklärung war nicht zu verhindern, aber sie soll dann wenigstens nicht verwirklicht werden, so meinen jene, die schon immer gegen die Juden waren – und es natürlich auch heute noch sind. Juden und Katholiken mögen nicht in der Illusion befangen sein, mit der Konzilsdeklaration sei schon bei *allen* ein Gesinnungs- und Herzenswandel eingetreten. Dann aber, und das hat natürlich mit den Juden nichts zu tun, ist nach dem Konzil die katholische Kirche in mannigfacher Weise bewegt. Es gibt eine Fülle wesentlicher Probleme, welche die Geister und Gemüter erregen, Fragen, die dringlich an jeden Katholiken herantreten. In dieser Zeit kirchlicher Erschütterung und Auseinandersetzung tritt das in den Hintergrund, was im Augenblick nicht besonders dringlich erscheint. Und schließlich: Es war gewiß schwer, dem neuen Verhältnis zwischen Katholiken und Juden einen theologischen Ausdruck in der Konzilsdeklaration zu verleihen, schwer deshalb, weil verschiedenartige theologische und politische Auffassungen miteinander rangen, es erscheint aber weit schwerer, das in die Tat umzusetzen, was als Sinn der Begegnung nunmehr erkannt worden ist.

Zahlreiche Fragen treten auf: Wer soll was unternehmen? Wozu können sogen. „Dialoge“ führen? Wer kann Partner in den „brüderlichen Gesprächen“ sein? Müssen sich Priester nun auf die Jagd nach Rabbinern begeben (je orthodoxer, desto besser), um der Konzilsdeklaration in etwa Genüge zu tun? Von wem soll die Initiative ausgehen? Sind Mammutkonferenzen zu organisieren, auf denen Quantitäten von wohlmeinenden Katholiken und Juden sich versichern, wie sympathisch sie sich sind, und die Katholiken sich gegenseitig vergeben, was den Juden in Jahrhunderten angetan wurde? Oder aber ist die seelische Energie der Katholiken vielleicht mit der Konzilsdeklaration erschöpft, und es hätte damit sein Bewenden, und das katholische „Soll“ wäre nun erfüllt? Derartige Fragen können nunmehr auftauchen, da ja – zumindest im mittel- und westeuropäischen Raum – seit der Verabschiedung der Konzilsdeklaration über die jüdische Religion am 28. Oktober 1965 fast nichts geschehen ist, und das sind nun immerhin drei volle Jahre. Dieser Hinweis auf die verstrichene Zeit bedeutet keinen Vorwurf, sondern ist eher ein Zeichen, wie schwer es ist, überhaupt herauszuarbeiten, was heute auf diesem Gebiet geschehen kann und sinnvoll zu realisieren ist.

Die Konzilsdeklaration ist das bisher wichtigste katholische Zeugnis, daß Katholiken in eine neue Beziehung mit Juden eintreten wollen. Dem ist auf jüdischer Seite eine im wesentlichen positive Antwort gefolgt. Sogar streng orthodoxe Kreise Amerikas haben sich dieser neuen Beziehung zwischen Christen und Juden nicht in den Weg gestellt, sondern nur eine Themenbeschränkung vorgeschlagen (vgl. Rabbi Joseph B. Soloveitchik, *On Interfaith Relationships*, Rabbinical Council Record, May 1966). So ist auf beiden Seiten grundsätzlich wenigstens weitgehend dieses Einverständnis vorhanden, daß „eine Verbindung zwischen den verschiedenen Gemeinschaften wesentlich zu einem gegenseitigen Verstehen beiträgt, ferner unsere Kenntnis über jene universalen Aspekte der Menschheit, die für uns alle wichtig sind, vergrößert und vertieft“ (Rabbi J. B. Soloveitchik loc. cit.). Man könnte dem ergänzend hinzufügen, die gemeinsame Beschäftigung mit sozio-kulturellen und moralischen Problemen hilft, das gegenseitige Mißtrauen ab-

zubauen. Noch allzu oft herrscht bei Juden die Befürchtung, der sich ihnen nähernde Christ verfolge offene oder versteckte Missionsabsichten, und zumal bei manchen Katholiken zeigt sich die eingestandene oder uneingestandene Angst, der Jude, mit dem es der Katholik zu tun bekommt, sei gar kein „authentischer“ Jude, vielleicht ein sogar Säkularisierter, ein politischer Jude, ein „liberaler“ Jude, ein „Zionist“ (im Gegensatz zum vermeintlich religiösen Juden). Hat dann der den „Dialog“ suchende Katholik endlich den ihm authentisch erscheinenden Rabbiner gefunden, so ist der katholische „Dialogateur“ erstaunt davon berührt, daß dieser Rabbiner sich weder für Trinität noch Eucharistie, weder für den Heiligen Geist noch für die Spuren des jesajanischen Gottesknechts im Neuen Testament interessiert. Auch ein Gespräch etwa über Menschenrechte dürfte mit einem solchen jüdischen Partner für den neugierig forschenden Priester nicht sehr ergiebig sein, denn jeder Rabbiner wird wohl kaum anderes dazu zu sagen haben, als daß die Juden „dafür“ seien. Besonders empfindlich dürfte sich der Rabbiner zeigen, wird ihm die berühmt-berühmte professionell-dialogisierende Frage nach dem Messias und der Eschatologie im Judentum gestellt. Der Rabbiner pflegt im allgemeinen darauf zu antworten, diese Probleme seien für den gesetzestreuen Juden nicht von großer Bedeutung und fänden ihren aktiven Ausdruck erschöpfend darin, daß man sich mit ihnen in dem dreimal täglichen Hauptgebet, der Schemone Esre, befasse. Und damit ist das Gespräch bereits beendet, und es klingt in den Austausch von Höflichkeiten aus und in dem gegenseitigen Wundern, wie verschieden man doch sei. Der Katholik fragt sich, ob dieser Rabbiner denn überhaupt in *dieser* Welt lebe, und warum er sich für die *kommende* so wenig interessiere, und der Rabbiner wundert sich, was der Priester denn plötzlich für ein so brennendes Interesse an inneren jüdischen Fragen habe, die im übrigen in der halachischen Praxis des Alltags keinerlei hervorstechende Bedeutung besitzen. Sinnt dann der Rabbiner über diese so merkwürdige Begegnung mit dem Priester nach, wird er nicht ohne Freude und auch mit Dankbarkeit bedenken, wie freundlich und menschlich ihm sein katholischer Partner entgegengetreten sei, doch eigentlich ganz anders, als es zu erwarten gewesen wäre: Kein Bekehrerhochmut, keine Verachtung, stattdessen sachliches und menschliches Interesse. Zu einem Gespräch ist es zwar noch nicht gekommen, aber der Jude hat verspürt, daß der katholische Vertreter eine neue Form christlicher Beschäftigung mit Juden und Judentum anstrebt.

Daß auch der Katholik sich über eine solche Begegnung wundert, hängt damit zusammen, daß auch heute noch viele Christen nicht die Wirklichkeit des Juden, des jüdischen Volkes und Israels wahrzunehmen vermögen. Der Grund besteht in der noch immer nachwirkenden Konzeption von einem fossilen Judentum, das nach dem Auftreten Jesu eigentlich keine eigene Geschichte mehr haben dürfte. Ausdruck solcher Vorstellung ist etwa auch der sachlich völlig absurde Terminus „Spätjudentum“ für das nachbiblisch-rabbinische Judentum. So erscheinen vielen wohlmeinenden Katholiken die Juden von heute als aus dem sogen. „Alten Testament“ herausgesprungene Erscheinungen (wenn man wohlmeinend ist), oder als „Pharisäer und Schriftgelehrte“ des Neuen Testaments (wenn man seine antijüdischen Vorurteile zu kultivieren beliebt). Eine weitere Spielart von Juden in der Vorstel-

lung mancher Christen sind die „atheistischen“ Israelis, die seit dem Junikrieg bei vielen noch unbeliebter geworden sind, weil sie sich plötzlich ebenso erfolgreich zu verteidigen vermochten wie bisher nur die christlichen Völker dieser Welt, also als Verfolgungsobjekt nicht mehr tauglich sind. Aber es gibt auch noch andere Juden. Diese werden gern als „Reformjuden“ abqualifiziert, weil sie einen kultivierten Gottesdienst bevorzugen und die von den Christen ja längst abgeschafften „Gesetze“ auf eigene Weise interpretieren. Mit wem also soll man diesen „Dialog“ führen, das „brüderliche Gespräch“, wie es die Konzilsdeklaration empfiehlt? Mit den „orthodoxen Juden“, mit den säkularisierten Juden, über die sich manche Katholiken entrüsten, daß jene nicht mehr „gläubig“ seien, mit den Israelis (was wegen der „Politik“ ja so gefährlich ist!), mit den Reformjuden, welche offenbar das Judentum nicht ganz authentisch interpretierten?

Die Konzilsdeklaration sagt: „Da also das Christen und Juden gemeinsame geistliche Erbe so reich ist, will die heilige Synode die gegenseitige *Kenntnis* und *Achtung* fördern . . .“

Mit den Worten „Kenntnis“ und „Achtung“ erhalten wir zwei passende Schlüssel für weiteres Vorgehen. Nimmt man diese beiden Begriffe nämlich wirklich ernst, sind sie weit mehr als übliche Schlagworte und homiletischer Zuckerguß bei Brüderlichkeitswochen. Daß Christen – übrigens auch gerade nach der Konzilsdeklaration – sich gegenüber Juden und Judentum so hilflos zeigen und noch relativ wenig Konstruktives geschehen ist, hängt mit der mangelnden Kenntnis der Wirklichkeit des Judentums zusammen. Zunächst einmal ist man sich auf christlicher Seite allzuoft über die Vielfalt der Möglichkeiten im unklaren, Jude zu sein. Das Judentum ist weder hierarchisch gegliedert, noch besitzt es eine Weltzentrale. Es vermag in seinem vielräumigen Haus die verschiedensten Bewohner zu dulden. Sie werden zwar unter sich nicht immer besonders gut übereinander sprechen, die Form der Gottesdienstausübung des anderen Juden nicht schätzen, einander vorwerfen, intolerant, zu orthodox, zu liberal, zu chauvinistisch, zu universalistisch, zu assimilatorisch, zu gettohaft, zu kritisch, zu wenig kritisch, zu wissenschaftlich oder zu fundamentalistisch zu sein. Aber es sind alles Juden, und vor allem: Sie erkennen sich gegenseitig als Juden an, was einem in katholisch-hierarchischen Begriffen geschulten Christen etwas merkwürdig erscheint. Und dennoch: Auch im nachkonziliaren Katholizismus zeigt es sich ja nun, daß der sogen. „monolithische Block“ im Jahre 1968 nicht mehr existiert, bestenfalls noch in der verträumten Erinnerung jener besteht, welche heute nur noch Gefahren zu sehen vermögen. Zur Wirklichkeit des Judentums gehört seine Vielfalt, sein Pluralismus, der aus Achtung vor dem Phänomen des Judentums nicht als „Chaos“ interpretiert werden sollte. Es würde sich bei diesem Pluralismus um ein Chaos handeln, wenn Juden selbst zur Einheit innerhalb dieses Judentums strebten. Die Wirklichkeit jedoch ist, daß Juden diesen religiös, landsmannschaftlich, kulturell und sozial bestimmten Partikularismus bejahen, in ihm Wärme und Geborgenheit empfinden. Ein orthodoxer Jude würde sich in einer Orgelsynagoge ent wurzelt vorkommen, ein Jude, der einen modernen Gottesdienst bevorzugt, hätte in der orthodoxen Synagoge nicht das, was er sich unter einem jüdischen Gottesdienst vorstellt. Die Wünsche beider

Juden sind legitim und werden entsprechend befriedigt. „Kenntnis und Achtung“ sind die beiden Grundbegriffe, die nötig sind, um mit den Juden ins Gespräch zu kommen. Kenntnis und Achtung vor der Wirklichkeit und der Vielfalt des Judentums, das nicht nach christlichen Wünschen und in christlichen Begriffen interpretiert werden darf.

Zur „Kenntnis und Achtung“ dieses jüdischen Phänomens gehört es auch, daß Judentum sich nicht mit der „Synagoge“ erschöpft oder mit ihr identisch ist. Hier werden wir mit der Frage nach dem jüdischen Volke konfrontiert. Auf diesem Gebiet herrscht bei vielen Christen eine ähnliche Verwirrung, als wenn sie es mit religiösem jüdischem Pluralismus zu tun bekommen. Es gibt keinen jüdischen Weltpräsidenten und auch keine das ganze Judentum vertretende jüdische Weltorganisation. Die christliche Suche nach der jüdischen Gesamtvertretung besitzt für den Juden eine gewisse Komik. Man will endlich wissen, wer denn nun für alle oder wenigstens für die meisten Juden dieser Welt sprechen kann. Schwere Enttäuschung bereitet es derart geplagten Christen, wenn sie erkennen müssen, daß ihr Bild vom jüdischen Volk auf Unkenntnis beruhte. Ebenso haben Christen Schwierigkeiten mit dem Phänomen „Religion und jüdisches Volk“. Wenn Katholiken auf Grund der Konzilsdeklaration nun das „brüderliche Gespräch“ beginnen möchten, sind sie auf der Suche nach entsprechenden Juden. Aber „der Jude vom Dienst“ soll ein Rabbiner sein, ein Schriftkundiger. Warum? Weil sonst der „Dialog“ vielleicht politisch ausartet. Auch hier zeigt sich ein Mißverstehen jüdischer Wirklichkeit. Das Judentum ist nicht hierarchisch gegliedert, Religion und Volk sind untrennbar verbunden, und der Filter, die Religion rein zu destillieren und dabei das Volk auszuscheiden, ist bereits im 19. Jahrhundert zerbrochen. Wer mit dem Juden reden möchte, der kann nicht nur christlich-jüdisch gefilterte Theologie verabreichen, sondern muß mit dem jüdischen Menschen rechnen, mit seiner Geschichte von Abraham bis zum modernen Staat Israel heute, mit diesem Staat, in welchem angeblich so viele Atheisten leben, die vermutlich ebenso atheistisch sind wie die vielen italienischen Kommunisten, die dennoch den Kirchgang nicht scheuen, und niemand mißt diesen die religiöse Temperatur, wieviel Grad sie noch katholisch seien. Zum Gespräch mit den Juden gehört also weit mehr, als es manchem mit seinem reduzierten Begriff von Judentum erscheinen mag. Und so, wie sich Katholiken mit Recht oberflächliche Urteile über innerkatholische Phänomene von nichtkatholischer Seite verbitten, dürfen Juden auch „Kenntnis und Achtung“ dafür verlangen, was sie sind, was sie sein wollen, und was sie selbst als Judentum ansehen. Das mag wahrscheinlich nicht mit dem identisch sein, was ein katholischer Priester auf dem Seminar über die Menschen des „Alten Testaments“ gelernt hat, aber seit Abschluß dieses Buches sind ja nun immerhin mehr als zwei Jahrtausende vergangen. Zur „Kenntnis und Achtung“ von Juden und Judentum gehört es auch, daß nicht von katholischer Seite dekretiert wird, wie Juden eigentlich zu sein haben. Dieses pedantisch-schulmeisterliche Gehaben ist oft Ausdruck fremder, an das Judentum herangetragenener Kriterien.

Wenn nun also eine neue Begegnung zwischen Christen und Juden beginnen soll, so kann sie sich nicht auf Sektoren beschränken. Christen können Juden nicht vor-

schreiben, daß über bestimmte Bezirke ihrer jüdischen eigenen Existenz nicht geredet werden darf. Auch wird es die Schwierigkeiten eines Gesprächs vergrößern, wenn Christen sich einzelne jüdische Partner herausuchen und diese zu den authentischen Vertretern des Judentums ernennen, um auf diese Weise ihr „Soll“ im „brüderlichen Gespräch“ zu erfüllen. Ein solches Vorgehen würde nicht mit „Kenntnis und Achtung“ des Judentums im Einklang stehen, die Begegnung mit dem Judentum würde vielmehr zur Sektiererei entarten. Daher erscheint es angesichts der Struktur des heutigen Judentums für notwendig, die Gespräche auf jeder Ebene zu führen. Daß hier die jeweiligen Verhältnisse verschieden sind, versteht sich von selbst. Es zeugt aber von peinlichem Hochmut, schätzt man das, was etwa in den USA auf diesem Gebiet geschieht, als gering ein, nur deshalb, weil in Europa die gesellschaftliche und religiöse Situation anders ist. Und im übrigen: Die, die so vehement nach theologischem Tiefgang im „Dialog“ rufen und ihn in den USA vermissen, was haben sie bisher dazu beigetragen, damit er in Europa beginne?

Dialog, das ist eine Binsenwahrheit, die man sich geniert zu wiederholen, beruht auf völlig gleichberechtigten Partnern, die sich in „Kenntnis und Achtung“ begegnen. Wenn vielleicht jetzt auch langsam die Achtung vor Juden und Judentum einkehrt, so fehlt jedoch noch die Kenntnis. Und dies auf beiden Seiten. Gerade auch bei den Juden! Wenn eine christlich-jüdische Begegnung auf allen Stufen herbeigeführt werden soll, wenn dieses Gespräch den Jargon der Eingeweihten abzustreifen hat, wenn möglichst viele Christen und Juden daran teilnehmen mögen, so ist erst und vor allem Kenntnis über die Gesprächsgegenstände erforderlich. Das ganze Spektrum des Judentums soll hier zu Worte kommen, dem christlichen Partner muß ein volles Bild vom Judentum geboten werden, so wie sich auch der Christ bemühen wird, seinem Gegenüber verständlich zu machen, worum es dem christlichen Menschen heute geht. Erst wenn diese lebendige Begegnung zwischen Menschen erfolgt, nicht zwischen –tümern, die ja nicht miteinander reden können, werden den Partnern neue Horizonte sichtbar werden. Aus solchen Begegnungen entstehen Folgen. Eine derartige wäre etwa die wahrheitsgemäße Darbietung vom Judentum auf allen Stufen christlicher Erziehung: Vom Religionsunterricht der Kinder bis zur Vorlesung in den Seminaren und an den Fakultäten. Uns scheint es freilich schwierig zu sein, eine derartige Neuorientierung – und Gestaltung von oben zu dekretieren. Sie müßte aus der lebendigen Begegnung mit lebendigen Juden erwachsen, eine Begegnung, die ohne Angst auf beiden Seiten zu erfolgen hätte.

Wo wir eigentlich heute in der katholisch-jüdischen Beziehung stehen, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich weiß das niemand so recht. Das Gedenken an einen Pionier solcher Beziehung, Karl Thieme, bot jedoch willkommenen Anlaß, sich und vielleicht anderen einmal zu vergegenwärtigen, wie „Kenntnis und Achtung“, die Leitbegriffe der Konzilsdeklaration über die jüdische Religion, dazu beitragen können, die Begegnung zwischen Katholiken und Juden vermehrt in Gang zu bringen.

Unser kritischer Rückblick und die Vergegenwärtigung dessen, was wir derzeit vorfinden, braucht uns jedoch keineswegs zum Pessimismus zu verführen. Das ist um so weniger angebracht, als wir seit 20 Jahren ein Modell besitzen, in welcher Weise der „Dialog“ auf wirkungsvolle und vornehme Art geführt werden kann: im FREIBURGER RUNDBRIEF. Den theologischen Einsichten Karl Thiemes verdankt diese Zeitschrift, die besser als ein Jahrbuch zu bezeichnen ist, unendlich viel, und nach seinem Tode hat, gemeinsam mit anderen, die Mitbegründerin des FR, Dr. Gertrud Luckner, im Thiemeschen Sinne die Kontinuität des FR gewahrt. Hat Karl Thieme die theologische Last getragen, so bringt Gertrud Luckner neben ihrer unermüdlichen Energie und inneren Kraft etwas anderes ein, was stets neben der theologischen Leistung zu stehen hat, ansonsten es zu keiner Begegnung mit den Juden kommen kann. Die menschliche Weite, die Lebenserfahrung, die Kenntnis des jüdischen Menschen und seiner Probleme, die Beziehung zum Lande der Juden, zu Erez Israel, zum Staate Israel. So enthält dieser FR einen einzigartigen menschlichen Reichtum, der erst das, was in ihm an theologischen Einsichten zu finden ist, glaubwürdig macht. Und ein weiteres ist über diese Publikation noch auszusagen: ihre Kontinuität. Diese 20 Jahre des Erscheinens haben katholischen und jüdischen Menschen bewiesen, daß ein solches Gespräch überhaupt möglich ist, und gerade das Durchhalten der Publikation hat sie schließlich zu einer Institution werden lassen. Die weite Verbreitung hat vielen gutwilligen Menschen erst die Möglichkeit geboten, sich zu informieren, Anteil zu nehmen, besser verstehen zu lernen. Das ist sehr viel. Wer Gelegenheit hat, zu Menschen in Deutschland zu sprechen, trifft immer aufs neue auf die Spuren des FR, d. h. man begegnet Menschen, die durch den FR aufgeschlossen wurden, die einen Sinn für die Dimension der Probleme sowie eine Fülle von Sachwissen vermittelt erhielten. Aber selbst durch diese 20 Jahre seines Erscheinens hat der FR seine eigentliche Arbeit erst begonnen, und sehr viel hängt davon ab, daß er auch in der Zukunft, so wie bisher, nicht eine esoterische Sonderexistenz führt, sondern in der Lage ist, möglichst viele Menschen anzusprechen.

Aus: Karl Thieme, „Dreitausend Jahre Judentum“¹:

Als letztes Zeugnis bringen wir noch ein Epigramm von Jehuda Halevi mit dem von uns vorangestellten Kommentar Franz Rosenzweigs, worin das weltgeschichtliche Programm des Judentums, das zu erfüllen heute noch jeder hofft, der »in Wahrheit Jude« ist, eine seiner knappsten Formulierungen gefunden hat.

Meine Knechte sind sie, sagt die Tora zur Begründung des großen Freiwerdens der Knechte im fünfzigsten Jahr und zur Normierung der Herrschaft, die ein Mensch über seinen Bruder ausübt (3. M. 25, 42 und 55). Aus dieser Quelle, aus der ein gut Teil, der beste Teil, aller seitherigen Weltgeschichte geströmt ist, hat der Dichter auch den Becher dieses Epigramms gefüllt, das ganz epigrammatisch beginnt als eine enggeführte Zusammenfassung aller ausgebreiteten moralischen Weisheit, die je zu wissen wäre, und ganz lyrisch, mit dem Sehnsuchtsruf der Klagelieder (3, 24) nach dem Gott des Herzens, schließt.

Knechte der Zeit / sind Knechte von / Knechten;
nur Gottes Knecht, / als einz'ger ist / frei er.

Drum, wenn um sein / Teil jeder Mensch / bittet,
mein Herz, es spricht: / Gott selbst, mein Teil / sei er!

¹ Paderborn 1960, S. 110 (s. o. S. 19).